

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 12

Artikel: Zur Neuausgabe des "Olympischen Frühlings"

Autor: Hügli, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reinheit stahlen, die sich selbst heimatlos machten, indem sie sich und andern das Große an der Vergangenheit ihrer Völker weglegneten. Der Name Proletarier stand für Karl in gar keiner Beziehung mehr zu den Erwerbsverhältnissen eines Menschen. Er hätte ebensogut Barbaren oder Kulturlose sagen können. Dann wäre er nicht ungerecht geworden, denn solche „Proletarier“ gibt's leider in allen Ständen!

Das Geld also trug nicht die Schuld an diesen Verhältnissen. Jedenfalls nicht allein. Was aber noch? Warum hatte er vorhin dem Italienerbub einen Puff ins Genick versetzt, ganz ohne Grund, so mir nichts, dir nichts? Sie steckt an, wie eine Seuche, die Roheit! Vielleicht waren alle einmal gut gewesen, als sie noch jung waren. Aber das Leben war nun einmal voll Roheit; vorhin hatte er dem Pflasterbuben das große Stück Mauer auf den Kopf werfen wollen, vielleicht hätte er ihn totgeworfen, und vor zwei Jahren hatte er noch heftig geweint, als er den Kanarienvogel der Großmutter vergraben mußte. Karl schaute nach dem Schulweg hinüber, der inzwischen leer geworden war.

Der Italienerbub zog einen Pflasterkübel in die Höhe und sang:

„Cara — Cara — Cara mia bella“.

J. Bühner.



Zur Neuauflage des „Olympischen Frühlings“.

Hinweis von Dr. Emil Hügli.

Was wird nicht alles dem „lieben Publikum“ als ein literarisches Ereignis angepriesen! Wie viel Lärm wird meist schon zum voraus gemacht, wenn ein bekannter Schriftsteller „demnächst“ der Welt ein neues Opus schenken wird. Tagtäglich fast wird man an Spitteler's literarisches Gleichnis vom „neuen Jahrhundert“ erinnert.

„Mit Schellen und mit Rasseln, so oft ein Jahr entfloß,

Tanzten die Sonnenpaffen im Lande Mexiko.

Sie meinten, der Spektakel mache den Teufel scheu

Und ohne ihre Hilfe werde das Jahr nicht neu. —

Doch wenn ich gegenwärtig einfach in Deutschland steh',

So kommt mir vor, ich wäre am Titicacasee.

Am Popocatepetl war nie ein solcher Lärm,

Sie schrei'n das Maul sich heiser und blutig das Gedärm.

Als einen Bizlipukli drapiert sich jeder Gnom,

Schulfüchse prophezeien und spielen Astronom.“

Als ob ein neu Jahrhundert nicht den Weg von selber wüßte!

„Schon manches ist gekommen leise dem andern nach,
Das Edle hat's bestätigt, Gemeines ließ es brach.
Zu jeder Zeit geht unter, was niedrig ist und faul,
Stillschweigend schafft der Meister, der Stümper braucht das Maul.“

In aller Stille — ohne der Welt sein Werk zum voraus anzukündigen — hat Carl Spitteler seinen „Olympischen Frühling“ geschaffen. Vor ungefähr 10 Jahren erschien dessen erster Teil: „Die Auffahrt“; nach kürzern und längern Pausen kamen dann — einer leise dem andern nach — die folgenden Bände heraus: der zweite Teil: „Hera, die Braut“, der dritte „Die hohe Zeit“ und zum Schluß der vierte und letzte Teil „Ende und Wende“. Nach 5—6 Jahren lag das große Epos zum ersten Male vollendet vor. Aber damit war für den Dichter die Arbeit an seinem gewaltigsten und glänzendsten Werk noch nicht abgeschlossen. Stillschweigend hat der Meister an seiner Dichtung weitergebaut, und so gilt es denn, heute von einem wahrhaftigen literarischen Ereignis Notiz zu nehmen: Von der Neuausgabe des „Olympischen Frühlings“ *).

Diese Neuausgabe bietet nun die endgiltige Gestalt des großen Epos'. Sie verhält sich im großen Ganzen zu den vorausgegangenen Ausgaben, von denen auch bereits einzelne Neuauflagen existierten, wie folgt:

Der erste Teil blieb unverändert; bloß im 3. Gesang sind zwei ergänzende Stücke hinzugekommen. Der zweite Teil wurde ganz umgearbeitet. Vom dritten Teil wurden bloß die Gesänge 5, 7, 9 und 10 unverändert aus den früheren Auflagen übernommen. Ganz neu sind die Gesänge 3, 11 und 12. Der vierte Teil ist hier völlig neu und im gegenwärtigen fünften Teil sind bloß die Kora-Episode des ersten Gesangs, ferner der vierte und fünfte Gesang unverändert geblieben; letzterer erscheint jedoch jetzt mit neuem Schluß.

Man sieht es auf den ersten Blick: An einem Riesenwerke — das in erster Gestalt bereits ca. 15,000 gereimte Verse umfaßte — sind da große, z. T. einschneidende Änderungen vorgenommen worden. Zunächst fällt auf, daß trotz vielen Streichungen das ganze Epos noch um ca. 3000 Verszeilen angewachsen ist und nun also aus ca. 18,000 gereimten sechsfüßigen Jamben besteht. So stellt sich schon rein äußerlich der neue „Olympische Frühling“ als ein noch imposanteres Opus dar, als der alte. Daß dabei die weltumspannende Dichtung auch innerlich noch gewachsen ist,

*) Carl Spitteler: „Olympischer Frühling“. Zwei Bände in fünf Teilen. Neue vollständig umgearbeitete Ausgabe. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1910.)

versteht sich bei Spitteler von selbst. Ja, der ganze große Wuchs des gewaltigen Werkes ist jetzt bedeutend klarer zu erkennen als früher, und so hat es auch als Ganzes wie auch in vielen Einzelheiten an Glanz und Schönheit noch gewonnen.

Auf einige hauptsächlichliche Neuerungen, Umänderungen und Neudichtungen sei hier in Kürze hingewiesen: Zunächst fällt auf, daß jedes Kapitel jetzt eine Überschrift erhalten hat. Dies war früher nur beim dritten und vierten Teil der Fall, während der erste und zweite Teil nur in „Gesänge“ eingeteilt waren. Schon durch diese — stets möglichst bezeichnende — Betitelung wird die Übersicht erleichtert. Sodann hat der Verfasser, wo es irgend anging, die Zahl der handelnden oder sprechenden Personen vermindert. Anstatt 6 Freiern, die den Kampf um Hera durchkämpfen wollen, treten jetzt nur noch fünf auf: Apoll, Hermes, Eros, Poseidon und Zeus; der grimmige Ares wurde, wohl in Rücksicht auf den ebenfalls von Körperstärke strotzenden Poseidon, ausgeschieden. Zudem sind im zweiten Teil eine ganze Anzahl von Streichungen zugunsten des rascheren Fortschreitens der Handlung und der Klarheit der epischen Entwicklung vorgenommen worden. Dafür wurde der dritte Teil noch reicher gestaltet, noch vollkommener ausgebaut. Nicht weniger als drei neue umfangreiche Gesänge wurden eingefügt: „Ajax und die Giganten“, „Pallas und der Pelarg“ und „Apoll, der Held“, mit Rakofles als Gegner. In „Ajax“ und „Apoll, der Held“ feiert Spitteler neue Triumphe als Meister des grandiosen Humors, und der zweite Teil des köstlichen Kapitels „Poseidon mit dem Donner“ hat nun noch eine psychologisch sehr begründete Umgestaltung erfahren, durch welche diesem göttlich übermütigen Gesang die Krone der barocksten Lustigkeit aufgesetzt wird. Keckeres wird man in der modernen Dichtung überhaupt so leicht nicht wiederfinden. Treibt in den genannten Kapiteln der blühendste Humor sein Wesen, so enthält der neue Gesang „Pallas und der Pelarg“ eine der großartigsten, grimmigsten Satiren, die je dem herrschsüchtigen Priestertum und der frommen Heuchelei gewidmet worden sind. Und hier wie überall bewährt sich wieder „die selbständige Kraft und Schönheit der Darstellung“, die so glänzende Anschaulichkeit, die Gottfried Keller schon an Spittelers Erstlingswerk „Prometheus und Epimetheus“ begeistert rühmte.

Eine weit wichtigere Rolle als in der ersten Fassung spielt in der Neuausgabe die Göttin *Aphrodite*, die „Schönerin“, wie sie im Epos oft genannt wird. Der neu entstandene vierte Teil handelt fast ausschließlich von ihr, und sie ist es auch, die Ananke, den Herrn über Ober- und Unterwelt, durch ihr loses Treiben veranlaßt, den Göttern die Ausflüge nach dem Erdenland gründlich zu verleiden, die Götterferien abzukürzen. Wie Eva einst zum Verluste des Paradieses, so trägt hier

Aphrodite das meiste dazu bei, daß die „hohe Zeit“ des frohen, unschuldvollen Weltgenießens ihr Ende nehmen muß.

Sehr viele und bedeutsame Änderungen und Umstellungen erfuhr der ehemalige vierte, jetzt fünfte Teil. Manches wurde kurzerhand gestrichen, anderes weiter ausgeführt. So findet man jetzt den ehemaligen, wohl als etwas zu leicht empfundenen Schluß, jene Szene zwischen Zeus und Aphrodite mit den bezeichnenden Versen:

„Erbaulich klingt's zwar nicht, allein es wird so sein:

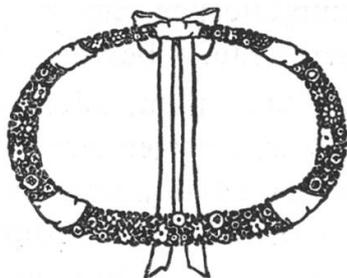
Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein“

bereits am Ende des zweiten Kapitels „Zeus ruft die Götter heim“, während die geniale Satire im neuen dritten Kapitel „Die Menschen“, wo des Dichters Verachtung der großen urteilslosen Menge so wuchtig zum Worte kommt, noch bedeutend angewachsen ist. Der unheimlich passende Gesang „Hera und der Tod“ erscheint unverändert als viertes Kapitel im alten Glanze. Den Schluß des fünften Teils und zugleich des ganzen gewaltigen Werkes aber bildet jetzt „Herakles Erdenfahrt“ und indem der Dichter diese stolze Verherrlichung des wahrhaft männlichen Charakters, dieses hohe Lied auf den unerbittlichen Wahrheitsbekenner an das Ende seiner Dichtung stellte, hat sein in der tiefsten Erde wurzelndes, in die reinsten Höhen der Phantasie emporragendes Epos anstatt des heiteren, nun einen tiefernsten und zugleich erhebenden Schluß gefunden. Kein Zweifel, daß die gigantische Dichtung, die ein so farbenreiches und weltumfassendes Bild des Menschenlebens, des Daseins mit all seinen Mächten und Kräften gibt, durch diesen neuen Abschluß erst die ihrer würdige Krönung gefunden hat.

Noch entbietet Zeus seinem nach der Erde wandernden Sohne von ferne die letzten Abschiedsgrüße:

„Jetzt aufrecht, hoch den Arm zum Gegengruß erhoben,
Schwang Herakles das stolze Wort ihm zu nach oben:
„Sie Wasserdonnertanz, umrauscht von Adlerflug!
Mut sei mein Wahlspruch bis zum letzten Atemzug!
Mein Herz heißt „Dennoch“. Herakles bedarf nicht Dank;
Auch mit verhärmtten Wangen geht sich's ohne Wank.
Genug, daß über meinem Blick der Himmel steht;
Getrost, daß eines Gottes Odem mich umweht.
Und wenn im Spiegel Torheit mich und Schwächen grüßen,
Ich nehm's in Kauf; was tut's? man wird es eben büßen.
Dummheit, ich reiz dich! Bosheit, heran zum Streit!
Daß sehen, wer da bändigt, welchen Zeus geweiht!“
Er rief's, warf seinen Trotz voraus die Erdenstraße
Und folgte festen Trittes nach mit Ruh und Masse.“

Mit diesen prächtigen Versen schließt die Neuauflage des „Olympischen Frühlings“ — dieses grandiose Werk, in welchem ein Genie die ihm zum Erlebnis gewordene, eigentümliche Kulturepoche, deren Inhalt es voll in sich aufgenommen hat, in künstlerisch so glänzender, weithin leuchtender Weise wieder ausstrahlt.



Am Monte Ceneri.

Von Ed. Plaghoff-Dejeune.



Wenn seine roten oder grauen Rissen zurückgelehnt, läßt der „internationale“ Reisende die Rauchwolken der feinen Cigarette kunstvoll zur Decke des Wagens emporsteigen, während der Zug, das Tal verlassend, mühsam den Hang des Ceneri erklettert und schließlich in dem großen Tunnel verschwindet, aus dem noch lange dicker schwefelgelber Rauch als unangenehme Erinnerung des längst verschwundenen Espresso zurückbleibt. Wie viele von den Zehntausenden, die jährlich hier vorüberfahren und kaum dem wundervollen Landschaftsbilde des Piano di Magadino mit dem Nordende des Langensees und dem in der Sonne glitzernden Locarno einen Blick gönnen, wissen etwas von der Geschichte des Ceneri und der Bedeutung, die er jahrhundertlang für unseren Tessin hatte und heute noch hat? Es lohnt sich in einem kurzen Rückblick davon zu sprechen.

1407 hört man zum erstenmal vom Ceneri sprechen. Damals nahmen Uri und Unterwalden nach etwa fünfundsiebenzigjährigem Kampfe von der Leventina und dem Gebiet um Bellinzona bis zum Ceneri Besitz. 1500 kamen das Bleniothal und die Riviera hinzu. 1503 wurde Bellinzona endgültig ein Untertanenland, 1517 kam das ganze jetzige Gebiet des Tessins hinzu. Aber es wurde nach dem Grundsatz *Divide et impera* regiert. Lugano, Mendrisio, Locarno und das Maiental hingen von den zwölf Kantonen ab, Bellinzona, Riviera und Blenio unterstanden allein den drei Urkantonen und über die Leventina übte Uri sein ausschließliches Hoheitsrecht. Der Ceneri war nicht nur die natürliche geographische, sondern auch die politische Grenze, da die Verbindung mit Locarno und dem Maggiatal bei den schlechten Wegen über den Berg schwierig war. Die ennetbergischen Herren taten alles, um eine Interess-